Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis

Band: 19 (1897)

Heft: 36

Anhang: Für die kleine Welt : Gratisbeilage der Schweizer Frauen-Zeitung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Für die Kleine Welt

Gratisbeilage der Schweizer Frauen-Zeitung.

Erscheint am ersten Sonntag jeden Monats.

St. Gallen | **Nr. 9.** | September 1897

Die Radfahrerin.

„Seine Radfahrerin!“ Mit diesem Ausruf wird das heutige Titelbild von unserer jungen Leserwelt begrüßt. Aber während jubelnde Bewunderung aus der Mädchen Worte tönt, klingt es von Max, Willys und Pauls Lippen mehr neidisch als bewundernd und die mißvergnügten Mienen der Knaben zeigen deutlich, daß die Radlerin ihnen nicht sonderlich imponiert. Und leicht ist zu denken warum. Hat sich doch ein jeder dieser Jungen selbst schon längst ein Rad gewünscht und der Wunsch ist immer noch unerfüllt, leider! Mit Willys Naserümpfen hat es freilich noch seine ganz besondere Bewandtnis. Er hatte bereits selbst ein Rad zu eigen. Es war ein Geschenk seines gütigen Onkels, der in einer Fabrik für Fahrräder thätig war. Das Fahren lernen machte Willy nicht die mindeste Mühe, aber er trieb Unfug damit. Es machte ihm die größte Freude, auf den Trottoirs zu fahren, spielende Kinder aufzujagen und ohne Zeichen hart an nichts ahnenden Frauen vorbeizufahren, um sie recht zu erschrecken. Es war schon mehrmals geklagt worden und der Vater hatte schon zum öftern Buße bezahlen müssen für den ungehorsamen Jungen und endlich, als er wieder ein kleines Bübchen

umgerannt hatte, so wurde es dem empörten Vater zu viel und er nahm Willy das Rad weg und zudem befahl er ihm, des Vaters Verfügung und den Grund dazu selbst dem Onkel mitzuteilen. Das war eine harte Nuß und noch härter wurde die Strafe, als Willys Schwester, Dora, auf seinem Rade fahren lernen durfte. Dies kränkte ihn bitterlich und zur Stunde noch kann er es nicht verwinden, daß er sein Fahrzeug nicht mehr brauchen darf. Und am allergrimmigsten wird er, wenn er ein Mädchen radeln sieht. Sein Zorn macht die Sache aber sicher nicht besser, und erst wenn er zur Einsicht gekommen ist, daß die Strafe eine verdiente war, und daß er sich bemüht, den Vater durch sein Betragen wieder zufrieden zu stellen, kann er hoffen, die Erlaubnis zum Radfahren wieder zu erhalten.

Es ist wohl zu begreifen, daß die Jugend für's Radfahren schwärmt, aber das erste ist und bleibt doch das Laufen zu Fuß. Zuerst soll der Radler sich als tüchtiger und ausdauernder Fußgänger bewähren, und Mädchen dürfen ans Radeln nicht denken, ehe sie den Beweis geleistet haben, daß die Besorgung der sämtlichen Hausarbeiten ihnen Spaß macht, daß sie sich die richtigen Begriffe von Gesundheitspflege erworben haben und daß sie im stande sind, das Rad ebenso graziös und nett zu gebrauchen, als sie die Hausarbeiten tapfer und tadellos zu besorgen verstehen.

So lange mögen beide von einem hübschen Fahrrade träumen, und wenn die Bedingung aufs beste erfüllt ist, so mögen sie den bis dahin still gehegten Wunsch bescheiden äußern.

Stiefmütterchen.

Gretchens Mutter war gestorben, man hatte sie in einen Sarg gelegt und mit Blumen bedeckt; das Kind weinte bitterlich und küßte die eiskalten Hände der Entschlafenen. Dann wurde der Sarg verschlossen und in dem großen Garten, der dicht am Hause war, begraben. Der Vater ließ schöne Blumen auf das Grab pflanzen, einen Marmorstein und daneben ein Bänkchen für Gretchen setzen. Nun begann eine schlimme Zeit für das arme Kind. Der Vater war selten zu Hause und die Dienstboten kümmerten sich nicht um Gretchen; sie war oft allein und sehnte sich mit heißen Tränen nach der lieben Verstorbenen. Ein oder zwei Jahre waren darüber verflossen, der Vater war verreist und fremde Handwerker kamen und malten und polsterten im Hause, daß es bald wie neu aussah. Die Dienstleute aber sprachen oft geheimnisvoll mit einander, sahen Gretchen mitleidig an und bald hörte sie die Worte: „Das arme Kind wird nun eine Stiefmutter bekommen.“ Gretchen erschrack heftig darüber, alle die Märchen von den

bösen Stiefmüttern fielen ihr ins Gedächtnis, sie ging in den Garten an das Grab der Mutter, rang die Hände und weinte bitterlich; zuletzt schlief sie ein. — Die Stimme ihres Vaters weckte sie, neben ihm stand eine junge, wunderschöne Frau in dunkelviolettem Sammetkleide, mit einem gelben Seidenlätzchen an der Brust und grünseidenen Schuhen; im Haare trug sie ein glänzendes Perlengeschmeide. „Siehe Gretchen, das ist Deine neue Mutter!“ sagte der Vater, „habe sie lieb und sei ihr ein gutes, gehorsames Kind!“ Gretchen zitterte heftig, alle Märchen fielen ihr ein, sie streckte bittend die Hände nach der schönen Frau aus. Diese aber schloß das geängstigte Gretchen in ihre Arme, küßte sie und streichelte ihr die Wangen. „Mein liebes, armes Kind,“ sagte sie, „fürchte Dich nicht vor mir, ich werde Dich sehr, sehr lieb haben.“ So freundlich hatte seit der Mutter Tode noch niemand zu ihr gesprochen, so sanft hatte sie keiner berührt. Gretchen war der Hals wie zugeschnürt, sie konnte kein Wort sprechen, schlang den Arm um den Hals der neuen Mutter und weinte. — Nun kam für Gretchen eine schöne Zeit, die Mutter spielte mit ihr, brachte ihr schöne Bilderbücher und unterrichtete sie auch. Dann gingen oder fuhren die beiden spazieren. Gretchen mußte ihr auch viel von der verstorbenen Mutter erzählen, deren Grab nun noch schöner gepflegt wurde, als früher. Gretchen nannte die neue Mutter „mein liebes Stiefmütterchen“ und diese hörte das Wort sehr gern. So vergingen mehrere glückliche Jahre. Gretchen wurde ein verständiges, sehr liebes Mädchen.

An einem schönen Frühlingsmorgen führte der Vater Gretchen in die Schlafstube der Mutter, diese lag totenbleich in ihrem Bette, neben ihr ein kleines Kind, ein Brüderchen, welches in der Nacht angekommen war. Gretchen war hocherfreut, doch der Anblick des bleichen Stiefmütterchen konnte ihre Freude nicht aufkommen lassen. Diese winkte das Kind zu sich und sprach mit leiser zitternder Stimme: „Mein Gretchen, ich muß von Dir, ich gehe zu Deiner lieben Mutter in den Himmel, ich bitte Dich, sei gut und lieb mit Deinem Brüderchen.“ Gretchen hätte vor Schmerz aufschreien mögen, doch sie war ein verständiges Kind und kämpfte den Schmerz nieder, um Stiefmütterchen nicht aufzuregen. Am Abend war dieselbe eine Leiche, sie wurde neben Gretchens erster Mutter im Garten begraben. Auf ihren Wunsch hatte man ihr das violette Sammetkleid mit dem gelben Lätzchen und die grünen Schuhe angezogen. Gretchen wäre am liebsten mit ihr in den Tod gegangen, doch sie mußte stark sein und für das Brüderchen leben. Alle Liebe, die sie von Stiefmütterchen erfahren hatte, trug sie auf das Kind über. An einem Sonnabend, als die Erinnerung an die glücklich verlebte Zeit sie überwältigte, ging sie an die teuren Gräber, kniete dort nieder und legte den Kopf auf das Grab Stiefmütterchens und die Hände schmeichelnd

auf das Grab der geliebten Mutter, so schlief sie ein. Da erschien ihr im Traume ein Engel, an jeder Hand eine der Mütter, er fragte sie: „Welche von den beiden soll ich Dir lassen?“ Gretchen war selig bei dem Anblicke und sagte: „O lasse mir beide, ich habe sie gleich lieb!“ — Der Engel jedoch wollte ihr nur eine abgeben, da bat sie den Engel, sie mitzunehmen in den Himmel, doch als ihr dabei das verlassene Brüderchen einfiel, entquollen heiße Tränen ihrem Auge. Die beiden Mütter aber sahen ihr liebes Kind mit freundlichen, selig verklärten Gesichtern an, die Mutter streichelte Gretchens Wange und Stiefmütterchen küßte ihr die Stirne. Da erwachte Gretchen, sie fühlte noch den Kuß und die liebkosende Hand der Mutter auf ihrer Wange. Als sie sich ermunterte, sah sie, daß eine Rose von dem Grabe der Mutter sich kosend auf ihre Wangen gelegt hatte und auf dem Grabe Stiefmütterchens eine schöne, noch nie gesehene Blume erblüht war: violett mit gelben Blättchen, ebenso aussehend, wie das Stiefmütterchen bei ihrem Erscheinen und im Sarge. So erblühte auf dem Grabe der Stiefmutter, geweckt von der Liebe des Kindes, das erste Stiefmütterchen.

Welche Dienste das Moos unter den Bäumen und Pflanzen des Waldes verrichtet.

Das Moos ist die gute, alte Kinderfrau, die schon seit Jahrtausenden die kleinen Buchen- und Eichenkinder, die Veilchen und Anemonen, und all die kleinen Blumenkinderchen hütet und pflegt, sie vor dem Erfrieren schützt, und im Sommer ihren Durst stillt. Wenn im Winter die Bäume kahl und blätterlos dastehen, dann fängt das Moos an lebendig zu werden; es umhüllt weich und warm die herabgefallenen Eicheln, Nüsse und all die feinen Samenkörnchen und frierenden Würzelchen, als wären es ihre eigenen Kinder. Doch nicht bloß die Pflanzen, auch die Tiere schützt und bettet die gute Kinderfrau. Dort kommt ein frierendes Käferchen und dort ein nacktes Schnecklein gekrochen und fragt: „Wohin sollen wir gehen? Der Winter ist vor der Tür!“ — „Kommet nur zu mir, ihr armen Dinger, ich will euch alle beherbergen!“ sagt das gute Moos. Auch die Spinne und der Schmetterling haben der alten Wärterin ihre Eier in Verwahrung gegeben und gehen ruhig schlafen, denn sie wissen wohl, wie gut aufgehoben ihre Brut ist. Die flinke Eidechse verkriecht sich im Moose und hält dort ihren Winterschlaf. Nun kommen die größeren Tiere, das Häschen, das Reh, der Hirsch und machen sich ihr Mooslager; Eichhörnchen schleppt in seinem Mäulchen ganze Büschel Moos in sein Nestchen, welches in einem hohlen Baumstamme gelegen ist. Die Vögel haben ihre Nester ebenfalls mit weichem Moos ausgepolstert. Das

Moos klettert selbst an den Baumstämmen empor ung legt sich liebend an die Seite, wo der kalte Nordwind den Baum trifft; es hat sogar Mitleid mit dem toten Stein, es meint: „er könnte erfrieren, ich muß ihn bedecken“ und klettert so bis auf die höchsten Spitzen der höchsten Felsen. Dort liegt es lange Jahre, vermodert und wird zu Erde. Da, wo Erde liegt, wird es lebendig, Pflanzen wachsen und grünen auf dem toten Stein, der kahl und leer geblieben wäre und nichts hervorgebracht hätte, wenn das Moos keine Liebe und kein Mitleid für ihn gehabt hätte. Das Moos schützt nicht bloß die Pflanzen, Tiere und Steine vor Kälte, es will auch den Menschen davor schützen. Es ist ihm nicht genug, daß es dem Armen als Lager dient, daß es die Ritzen seiner Hütte, seiner Fenster verstopft, es sinnt noch auf andere Mittel, sich ihm dienstbar zu machen, dazu gehören aber viele Menschenalter, es dauert wohl tausend Jahre. Es geht an wässerige Stellen und sendet seine Wurzeln in die Erde und wächst und türmt sich in Schichten aufeinander, stirbt und vermodert, und wo es gestanden hat, bildet sich der sogenannte Torfmoor. Der Torf wird gestochen, getrocknet und dient als Feuerung. Da steht der Mensch an dem warmen Ofen und gedenkt wohl kaum des kleinen Mooses und wie viel Millionen Pflänzchen dazu gehört haben, um diese Wärme zu verbreiten.

Eine Geschichte zweier Familien.

„Die Schwalben bringen dem Hause Glück, unter dessen Dach sie nisten,“ sagt der Volksmund. Welch tiefer Sinn in diesem Worte liegt, das habe ich selbst erfahren und das will ich Euch erzählen.

In dem Dorfe, wo ich jetzt als Pfarrer lebe, steht auch das Haus meiner Eltern. Es gehört zu den kleinsten des Ortes, aber für mich umgibt es ein unvergänglicher Zauber: der Zauber, den wahre Gottesfurcht, entsagungsvolle Liebe und Güte, treue Arbeit, Zufriedenheit und Freude an der Natur um eine Heimstätte nur weben können.

Unser Häuschen hatte in meinen Kindertagen nur ein Schindeldach, aber es lugte mit seinen weißen, von wildem Wein umrankten Wänden so lieblich unter einem prächtigen Nußbaum und unter Fliederbüschen hervor, daß ich es mit keinem andern Haus im Dorf hätte vertauschen mögen. Und wie viele Rotschwänzchen und Schwalben nisteten unter seinem Dache! So gute Gelegenheit zum Nesterbauen gab es aber auch nirgends sonst. Es gehörte zu den ersten Frühlingsarbeiten des Vaters, nachzusehen, ob die alten Brutstätten in Ordnung und neue zu errichten seien im Stall, unter dem Dach, auf den Bäumen.

Wenn unser Nachbar meinen Vater bei dieser Arbeit sah, dann spottete er: „Na, Blumenbauer (so nannten sie meinen Vater, weil unser Häuschen in einem Blumengarten stand), werden die Schwalben

wohl heuer das Glück bringen? Halt's aber fest nachher, es reißt gar leicht wieder aus, wo's nicht eingewöhnt ist." Beim reichen Grundhofbauern war es freilich seit lange erbgesessen, das Glück nämlich, wie er's verstand. Er hatte den größten Hof im Ort von seinem Vater geerbt und dazu das reichste Mädchen im Dorf geheiratet. Sein einziger Sohn war ein kräftiger Junge, der dem Namen des Grundhofbauern gewiß Ehre machen und den großen Besitz seinerseits durch eine reiche Heirat verdoppeln würde. Unser Nachbar brauchte also nicht zu warten, daß ihm die Schwalben Glück brächten. Und so ließ er es geschehen, daß sein Junge die Nester, wenn kleine Vögelchen darin waren, mit einer Stange herunterstieß und Eltern und Kind lachten unbändig über das verzweiflungsvolle Flattern und Schreien der armen Vogeleltern. Die törichten Leute verstanden die Vogelstimmen nicht und hörten nicht den Ruf einer gerechten Vergeltung in denselben.

Bei uns war es freilich etwas anders, meine Eltern mußten sich plagen von früh bis spät, um für unsere immer hungrigen Mäuler Brot zu schaffen und es gehörte wohl Glück dazu, um mit so geringen Mitteln vier Jungens groß und zu tüchtigen, nützlichen Menschen heran zu ziehen. Ob die Schwalben dieses Glück wohl brachten? Jedenfalls trugen sie bei, die reinen und edlen Freuden zu vermehren, die unsere Kindheit trotz unserer Armut zu einer glücklichen machten.

Es gehört zu meinen frühesten Erinnerungen, wie eines schönen Morgens im April meine zwei älteren Brüder ins Zimmer stürzten mit dem Ruf: „Die Schwalben sind da! Die Schwalben sind da!" Und nun eilten wir alle hinaus. Den Kleinsten, der noch nicht allein laufen konnte, nahmen die Brüder an den beiden Aermchen und so hastete er im Flügelhemdchen, die Füßchen mehr in der Luft als auf dem Boden, mit uns in den Garten, wo eben die Schwalben ihren Einzug hielten. Es waren offenbar alte Bekannte. Als wenn sie uns begrüßen wollten, schossen sie immer dicht an unseren Köpfen vorbei und gaben ihre Freude mit hellen Jubeltönen kund. Dann ging's an die Musterung der alten Brutstätten und an den Nesterbau und dann saß eines Tages die Schwalbenmutter in dem kunstvollen Nestchen und brütete Eier aus und der Schwalbenvater saß daneben und sang ihr ein gar liebliches Liedchen vor mit seiner zwitschernden Stimme. Und nach einiger Zeit guckten kleine nackte Vogelköpfchen aus den Nestern und sperrten alle zugleich die Schnäbel auf, wenn eines der Schwalbeneltern mit Atzung kam. Wir beobachteten jeden Tag den Fortschritt, den die Kleinen machten, und es war ein Ereignis, wenn das erste Junge ausgeführt wurde, und dann jeden Tag ein anderes einen Flugversuch machen durfte.

Wie freuten wir uns immer, wenn die Eltern sich mit uns auf die Bank unter dem Fliederbaum setzten, gerade gegenüber von unserm Häuschen und dem Stall, wo die verschiedenen Vogelfamilien ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten. (Fortsetzung folgt.)

Der Sperling.

Ich kehrte von der Jagd zurück und ging durch die Gartenallee. Mein Hund lief voraus. Plötzlich verzögerte er seine Schritte und begann zu schleichen, als witterte er vor sich ein Wild.

Ich blickte die Allee hinunter und gewahrte einen jungen Sperling mit gelbem Schnabelrande und jungem Flaum auf dem Kopfe. Er war aus dem Neste gefallen — ein kräftiger Wind schüttelte die Birken der Allee — und unbeweglich saß er nun da, indem er die kaum hervorgewachsenen Flügelchen hilflos von sich streckte.

Langsam näherte sich ihm mein Hund, als sich plötzlich vom benachbarten Baume ein alter, schwarzbrüstiger Sperling losriß, wie ein Stein gerade vor seiner Schnauze niederstürzte und ganz zerzaust und verstört mit verzweifeltem, kläglichem Gekreisch einigemale gegen den weitgeöffneten, mit großen Zähnen besetzten Rachen lossprang.

Er wollte sein Junges retten, er schirmte es mit seinem eigenen Körper . . . sein ganzer winziger Leib bebte vor Schrecken, sein Stimmchen ward wild und heiser, er starb hin, er opferte sich!

Welch ein gewaltiges Ungetüm mußte der Hund ihm scheinen! Und gleichwohl vermochte er nicht, dort oben auf seinem sichern Ast zu verbleiben. Eine Gewalt, welche stärker war als sein Wille, riß ihn hinweg.

Mein Tresor blieb stehen und wich dann zurück. Offenbar mußte auch er jene Gewalt anerkennen. Ich rief den verdutzten Hund zu mir und entfernte mich mit einem Gefühle der Ehrfurcht.

Ja, lachet nicht, ich empfand wirklich Ehrfurcht vor diesem kleinen heldenmütigen Vogel, vor dem leidenschaftlichen Ausbruch seiner Liebe.

Die Liebe, dachte ich, ist doch stärker als der Tod und die Todesangst. Nur durch sie, nur durch die Liebe erhält und bewegt sich das Leben.

J. Turgenjeff.

Einst setzte sich die Mücke
Dem Hirschen auf's Geweih.
Wenn ich zu sehr dich drücke,
Sprach sie, so rede frei.
Ei! rief der Hirsch, mein Liebchen,
Bist du auch auf der Welt? —
So geht es manchem Bübchen,
Das sich für wichtig hält.

W.

Der Hahn.

In der Sonne steht der Hahn
Redet seine Hennen an:
„Seht mich an! Wo ist der Mann,
Der mit mir sich messen kann?
Meines Kammes Majestät,
Die rote Krone, seht!
Meine Haltung und mein Glanz,
Meines Rufs Trompetenklang,
An den Füßen diese Sporen,
Alles zeigt auf einen Mann,
Der wahrhaftig sagen kann,
Daß zum Helden er geboren!"
Also spricht der stolze Hahn,
Kräht, so laut er krähen kann.
Plötzlich kommt der kleine Mops,
Springt und bellt mit lustigem Hops
Nur zum Spaß den Helden an.
Und — o seht! Der kühne Mann
Lauft, was er nur laufen kann.
O, du jämmerlicher Hahn!

Reinik.

Palindrom.

Ein Name ist's, wenn vorwärts gelesen,
Der manchem Mädchen ward gegeben;
Auch rückwärts ist's ein weiblich Wesen,
Das hegt und pflegt ein junges Leben.

Rätsel.

Geheimnisvoll, ein Hauch nur, fast ein Nichts,
Gespenstisch oft, ist es ein Feind des Lichts.
Wo Blümlein welken auf der öden Flur,
In Trauer hüllt's die sterbende Natur.
Die Müden all zu süßer Rast und Ruh'
In stillen Stunden deckt es friedlich zu.
Es schmückt die Maid, wenn Lieb und Glück ihr winkt;
Umhüllet sie, wenn Lieb und Glück versinkt,
Wenn ihr die Letzte, die ihr Hort und Halt,
Entrissen durch des Todes Allgewalt.
Er deckt im Sarge sie, wie einst die Wiege,
Bis die Posaune schallt zum großen Siege.

Auflösung der schwierigen Aufgabe in Nr. 8.

Im Zimmer saßen 8 Katzen.

* * *

Im Korbe waren 25 Eier.

Redaktion und Verlag: Frau Elise Honegger in St. Gallen.